

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sabine Weigand
Die Tore des Himmels

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog: Marburg 1187

Er schrie. Ein dünner, heller Ton, der die Dunkelheit zerschnitt und hinaufstieg bis zum bleichen Mond. Die Tauben, die im Gebälk über der Dachkammer nisteten, schrakten hoch und schlugen aufgeregt mit den Flügeln. Dann war wieder Stille. Nur der Hund des Lohgerbers bellte, ein zweiter antwortete, dann ein dritter. Irgendwo ging ein Licht an.

Er schrie noch einmal, verzweifelt, panisch. Warum half ihm nur keiner? Hörte ihn denn niemand? Irgendjemand musste ihn doch retten! Er wusste, er würde nicht mehr lange weiterrennen können, vor lauter Keuchen brannte es ihm wie Feuer in der Brust, jeder Atemzug schmerzte, und in seinen Ohren rauschte das Blut. Hinter sich hörte er das Schnauben und Geifern seines Verfolgers, ihm war, als spüre er schon die sengende Hitze, die von ihm ausging. Da, endlich hatte er die Treppe erreicht! Er stolperte hinauf, musste die Hände zu Hilfe nehmen, um nicht zu fallen. Höher und immer höher taumelte er, dorthin, wo er die Tür wusste. Aber die Treppe nahm kein Ende. Sie hörte einfach nicht auf. Stufe für Stufe kämpfte er sich nach oben, aber da war keine Pforte, kein Licht, keine Rettung. Schon ritzen die Krallen des Teufels seine Haut, zu Hilfe, er packte ihn an! Gleich würde er ihn verschlingen, mit Haut und Haar, ganz und gar, ihn hineinfressen in seinen gierigen Schlund, hinabwürgen in den nimmersatten Bauch. Er kämpfte gegen das Höllentier mit allerletzter Kraft, schlug, strampelte, biss und kratzte.

Plötzlich wurde es hell. Jemand hielt seine Hände mit sanfter Gewalt fest, und dann – der Klang einer vertrauten Stimme, beruhigend und leise. Er hörte auf, sich zu wehren.

»Ruhig, sei ruhig, mein Bub. Es ist ja gut, alles ist gut.«

Die Mutter wiegte ihn in den Armen, tröstete ihn, strich ihm übers schweißnasse Haar. Er ließ sich fallen, entspannte sich und spürte unendliche, unaussprechliche Erleichterung.

»Hat dich wieder ein Alb gedrückt?« Die Mutter sah ihn mit-
leidig an.

»Der Teufel«, schluchzte er, »der Teufel ... er ist ... er wollte ...
es war so schlimm ...«

»Mein armer kleiner Liebling«, murmelte die Mutter, »das war
ein schlechter Traum. Musst keine Angst mehr haben.«

Er blinzelte mit tränennassen Augen. »Aber der Herr Pfarrer
hat gesagt, der Luzifer kommt und holt die bösen Kinder, und er
nimmt sie mit in die Hölle.«

»Aber wo. Der Luzifer kann uns gar nichts tun.« Die Mutter
streichelte seine Wange. »Wir sind doch alle gute Christenmen-
schen. Da kann er nichts gegen uns ausrichten.«

»Aber der Herr Pfarrer ...«

»Schschscht. Weißt du, was? Wir sagen jetzt miteinander ein Pa-
ternoster, und dann schläfst du schön weiter, ja?«

Sie schloss seine gefalteten Hände in ihre und betete mit ihm
leise auf Lateinisch. Dann nahm sie ihre Halskette mit dem hübsch
geschnitzten elfenbeinernen Kruzifix ab und legte sie ihm um den
Hals. »Schau, jetzt kann dir der Luzifer nichts mehr anhaben. Das
Kreuz beschützt dich.«

»Aber der Herr Pfarrer ...«

Sie schüttelte den Kopf und sah ihrem Sohn fest in die Augen.
»Denk nicht mehr an den Herrn Pfarrer. Ich verspreche dir, dass
der Teufel nicht die Macht hat, dir auch nur das kleinste bisschen
zu schaden. Und jetzt schon gar nicht mehr – du hast ja jetzt mein
Kruzifix.«

Er richtete sich auf. »Schwörst du's? Bei allem, was dir heilig
ist?«

Sie seufzte und drückte ihn sanft in die Kissen zurück. »So wahr
ich deine Mutter bin und lebe«, sagte sie mit fester Stimme. Dann
deckte sie ihn zu und küsste seine Stirn. »Schlaf gut«, flüsterte sie,
bevor sie wieder zur großen Bettstatt hinüberging, wo ihr Mann
leise schnarchend auf dem Bauch lag.

Der Junge schloss folgsam die Augen, und noch bevor seine
Mutter das Laken über sich gezogen hatte, war er auch schon ein-
geschlafen.

Man schrieb das Jahr 1187. Es war Winter.

Zu Marburg gab es nur wenige Steinhäuser. Das kleine Städtchen an der Lahn bestand aus Holz- oder Fachwerkgebäuden, oft noch strohgedeckt, in denen sich als einziger Luxus gerade einmal eine kniehoch gemauerte Herdstelle fand. Hier lebten die einfachen Leute. Die Steinhäuser hingegen gehörten den Burgmannen, allesamt kleinere Ministerialen der Landgrafen von Thüringen und Hessen, die mit ihren Familien das Privileg genossen, herrschaftlich zu wohnen. Als Gegenleistung waren sie zum Burgdienst verpflichtet.

In einem dieser gemauerten Häuser war der kleine, rothaarige Junge aufgewachsen, zusammen mit drei viel älteren Geschwistern. Er war schlank und zart, ein blasses, stilles Kind, aber wen wunderte es? Zu früh hatte ihn der Leib seiner Mutter ausgestoßen, ein Glück war es, dass das arme Wurm überhaupt am Leben geblieben war. Inzwischen schien er aus dem Größten heraus zu sein, auch wenn er irgendwie ein bisschen zu weich und zu ängstlich für einen Buben seines Alters wirkte. Aber gerade weil er nicht so robust und kräftig war wie seine Geschwister, liebte ihn die Mutter abgöttisch und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Er war das einzige der Kinder, das noch mit in der elterlichen Kammer schlafen durfte, weil er Angst vor der Dunkelheit und oft schlimme Träume hatte. Wenn die Sterne am Himmel standen und der Mond sein fahlweißes Licht über die Stadt hingoss, flackerte meist ein kleines Talglämpchen neben seiner Bettstatt, weil er sonst nicht einschlafen konnte. Albträume hatte er regelmäßig, aber nie war einer so schlimm gewesen. Und als er bald nach Tagesanbruch aufstand, fühlte er sich völlig zerschlagen, als sei er tatsächlich vor dem Teufel geflohen und habe dabei all seine Kräfte aufgebraucht. Aber er glaubte an die Macht des Kruzifixes und daran, dass ihn die Mutter immer beschützen würde.

Zwei Monate später, es ging auf Ostern zu, wachte er in aller Frühe auf und war allein. Das schien ihm merkwürdig, denn sonst war die Mutter am Morgen immer da gewesen, hatte ihm beim Anziehen geholfen und ihm das widerspenstige Haar mit dem beinerenen Lausrechen gekämmt. Er schlüpfte aus der Bettstatt, fuhr ungeschickt in Bruoche und Hemdchen und tappte über die schmale

Treppe nach unten, wo der Wohnraum war. Kein Feuer. Niemand im Haus. Wo waren sie nur alle? Ängstlich lief er zur Haustür, hob den Riegel an und trat mit nackten Füßen auf die Gasse hinaus. Er fühlte sich klein und verlassen. Tränen stiegen ihm in die Augen, doch bevor er anfangen konnte zu weinen, rannte schon die Nachbarin auf ihn zu, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. »Achgottachgott, o du lieber Heiland, dich haben sie wohl vergessen«, lamentierte sie. »Du armes Wurm, du.«

Sie legte ihm ihr wollenes Tuch um die Schultern und führte ihn zu sich ins Haus. Dort blieb er den ganzen Tag, bekam warme Milch mit Honig, Gerstenbrei, Schmalzbrot und Küchlein. Die Nachbarskinder spielten mit ihm und erzählten ihm Geschichten, ja, sie schnitzten ihm sogar ein Pferdchen aus Lindenholz. Er spürte, dass etwas nicht stimmte, aber den ganzen Tag über wagte er nicht, auch nur eine einzige Frage zu stellen. Ein böses Gefühl schnürte ihm den Hals zu. Als es Abend wurde, brachte ihn die Nachbarin heim.

Schon an der Tür hörte er merkwürdige Geräusche. Drinnen in der Stube brannten die Talglämpchen, aber das Herdfeuer war aus. Wurde denn nicht zu Abend gegessen? Er trat ein und sah etwas, das seine Angst verstärkte: Der Vater saß am Tisch, den Kopf auf die Arme gelegt, und weinte. Neben ihm die Geschwister, alle kreidebleich, mit großen Augen, stumm. Er schluckte und ging auf sie zu. »Mutter«, wagte er endlich zu fragen, »wo ist die Mutter?«

Mit einem zornigen Schrei, der eher ein Schluchzen war, fuhr der Vater hoch. Er packte den kostbaren grüngläsernen Noppenbecher, der auf dem Tisch gestanden hatte, und warf ihn mit wilder Wucht gegen die Wand, wo er zerbrach. Und er blickte ihn an, mit Augen – rollenden Augen, die einem Tier zu gehören schienen, weit aufgerissen, dass man das Weiße sah, und flackernd vor Hass und Wut. »Die hat der Teufel geholt! Der Teufel!«, brüllte der Vater mit sich überschlagender Stimme. »In der Hölle wird sie schmoren, auf immer und ewig!« Er stieß den Schemel um und packte seinen Jüngsten grob am Arm. »Die kommt nie wieder«, schluchzte er. Es schüttelte ihn, den ganzen großen Kerl. Abrupt ließ er los und stolperte wie von Furien gejagt aus dem Zimmer.

Niemand in der ganzen Stadt sprach je wieder von seiner Mutter. Niemand erzählte ihm, dass sie auf und davon gegangen war, mitten in der Nacht. Auf und davon mit einem Fahrenden, einem aus der vermaledeiten Zigeunerbrut, die den Winter über vor den Toren der Stadt Quartier genommen hatte. Stehen und liegen hatte sie alles lassen, für so einen. Den Mann. Die Kinder. Haus und Hof. Alles.

Der Vater war nie wieder wie früher, vor lauter Kummer und Schande. Er wurde wie ein Stein. Er lachte nicht mehr. Er erzählte nicht mehr. Und die älteren Geschwister taten es ihm gleich, nie wieder erwähnten sie die Mutter.

So wuchs der Bub auf in dem festen Glauben, der Luzifer habe die Mutter mit sich in sein höllisches Reich genommen. Natürlich, sie hatte ja auch nicht mehr ihr Kruzifix getragen, das hing ja um seinen Hals. Seinetwegen hatte sie sich dem Teufel schutzlos ausgeliefert. »So wahr ich lebe«, hatte sie gesagt, »so wahr ich lebe, besitzt der Teufel keine Macht.« Jetzt lebte sie nicht mehr. Luzifer hatte sie bestraft. Er hatte sie statt seiner geholt.

Die Schuld lastete unendlich schwer auf seiner Seele. Sie war zu groß, um sie tragen zu können. In seinem Körper bildete sich etwas Hartes, Festes, ein großer Knoten, der mittendrin saß und ihn mit seiner Schwere ganz ausfüllte. Er konnte nicht mehr essen, nicht schlafen, nicht fühlen. Außer dem Knoten war nichts als Leere, eine merkwürdige Dumpfheit, das Gefühl, die Zeit würde zäh fließen wie Latwerge. Und dann, irgendwann, als man fürchtete, der Bub würde noch verhungern, kam der Pfarrer ins Haus und sprach mit ihm.

Später konnte er sich nicht mehr erinnern, was der Geistliche zu ihm gesagt hatte. Er wusste auch nicht, wie lange der Schwarzgewandete an seinem Bett gesessen hatte. Aber er vergaß ihn sein Leben lang nicht, diesen Augenblick, als der Knoten in seinem Inneren barst. Er zersprang in tausend Splitter, lauter scharfe, spitze Splitter des Hasses. Ja, Hass, unbändiger, wilder, tiefer, schwarzer Hass. Hass auf den Teufel, der ihm die Mutter genommen hatte. Niemals hatte er ein Gefühl mit solcher Heftigkeit empfunden, mit solch ungeheurer Wucht, die ihm fast den Atem nahm und

ihm gleichzeitig eine Kraft verlieh, die mit nichts vergleichbar war. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen: Man musste den Luzifer vernichten. Und alle, die ihm dienten. Nie mehr sollte der Bocksfüßige jemandem Böses tun. So klein er war, er wusste genau, dass dies die Aufgabe war, für die ihn Gott ausersehen hatte. Und er schwor sich, er würde diese Aufgabe erfüllen, ihr sein Leben widmen. Allerdings musste er dafür groß werden, und stark. Und er musste lernen und sich, so gut es ging, für den großen Kampf wappnen.

Er begann wieder zu essen. Und als die Ernte eingebracht war, die Schwalben sich für den Zug nach Süden sammelten und die Herbstnebel sich über den Wassern der Lahn drehten, da schickte der Vater Konrad zu den Mönchen.

Genau zwanzig Jahre später, im Morgengrauen eines klaren Oktobertages, sahen Bauern am Himmel über der ungarischen Festung Sárospatak ein überirdisches Leuchten, hell schimmernd und hingegossen wie flüssiges Silber. Es war, als trüge die Burg einen Heiligenschein, und selbst die Tokajer Berge glänzten wie unter einem Kleid aus tausend Edelsteinen. Die Bauern fielen auf die Knie, als plötzlich vom Turm her auch noch helle Fanfaren erklangen. Bunte Fahnen wurden eilig auf den Mauern gehisst. Sie kündeten davon, dass ein königliches Kind aus dem heiligen Geschlecht der Arpaden zur Welt gekommen war: Arpádhazi Erszébet – Elisabeth.

Burg Tenneberg bei Waltershausen, Sommer 1206

Bott und König Philipp!« Die Fußsoldaten mit den langen Leitern stürmten im Laufschrift auf die kleine Festung zu, während ein sirrender Pfeilhagel auf sie niederprasselte. Auf Kommando richteten sie die Leitern auf und lehnten sie gegen die Mauer. Droben auf den Zinnen versuchten die verzweifelten Verteidiger der Burg, die Leitern mit Stangen wegzudrücken, aber es gelang ihnen nicht. Schon kletterten die ersten Ritter mit gezogenen Schwertern hoch, aber nur um mitsamt ihrer Steighilfe doch noch nach hinten zu kippen und in die Tiefe zu stürzen. Triumphgeheul erscholl in der Burg! Aus großen Kesseln goss man heißes Öl auf die Angreifer, zischend versengte es Gesichter und Gliedmaßen. Die Ritter des Königs zogen sich in sichere Entfernung hinter einen kleinen Hügel zurück, von dem aus der König zähneknirschend den fehlgeschlagenen Sturmversuch beobachtet hatte.

Eigentlich hatte Philipp von Schwaben gar nicht vorgehabt, die unbedeutende Tenneburg zu erobern, aber als er am helllichten Tag mit seinem Heer auf der Salzstraße unterhalb der Wehranlage vorbeigezogen war, hatte der Schmied auf der Mauerzinne seinen Kampfesmut nicht bezähmen können und einen vorwitzigen Schuss aus seiner Armbrust abgefeuert. Der Bolzen war eher zufällig – die Schussgenauigkeit einer Armbrust war erfahrungsgemäß nicht sonderlich gut – in den Sattelwulst des königlichen Waffenmeisters gefahren, worauf der Staufer sich geärgert und beschlossen hatte, die unverschämte Festungsbesatzung zu strafen. Jetzt gab er Befehl zur nächsten Angriffswelle. Wieder warfen sich die Kämpfer nach vorn, wieder stießen die Verteidiger die Leitern fort oder empfangen diejenigen, die an den Hakenseilen emporkletterten, mit einem tödlichen Schwerthieb.

Am Ende gab der Tribock den Ausschlag. Das neuartige Riesenkatapult, ungleich schwunghaftiger als die althergebrachten

Pleiden, schleuderte einen Steinbrocken von der Größe eines ausgewachsenen Ochsen gegen die ohnehin auffällige Burgmauer. Durch die entstandene Bresche drangen die Soldaten des Stauerkönigs in die kleine Festung ein, mit Geheul stürzten sie sich auf die wenigen Verteidiger: die beiden Torwarte, den Turmwächter, ein paar Wachsoldaten, den Schmied samt Gehilfen und den Burgvogt mit seiner männlichen Verwandtschaft. Mit schwäbischer Gründlichkeit machten die Ritter des Königs alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Das Pflaster vor dem Bergfried färbte sich rot und glitschig vom Blut der Burgmannen, die ihre wichtigste Bastion bis zum letzten Atemzug verteidigten. Dann stürmten die Angreifer den Rundturm hinauf. Im dritten Geschoss brachen sie die verrammelte Tür zum Wohngemach der Vogtsfamilie auf, zerrten dann die junge Vögtin und ihre Magd in den Hof, wo man die beiden kurzerhand vergewaltigte und anschließend in der Rossschwemme ertränkte. Dann war alles vorüber.

Als die Soldaten später den Turm nach Plündergut durchstöberten, entdeckten sie in der Kemenate ein Kleinkind friedlich in seiner Wiege. Offensichtlich hatte das Mädchen den gesamten Angriff verschlafen, aber nun wachte es auf und starrte die Eindringlinge stumm an. Die Männer standen da, Waffen in der Hand, aber keiner wollte so recht sein Schwert in den Leib eines wehrlosen Kindes versenken, das zu allem Überfluss mit seinem hellblonden Haar und den großen blauen Augen aussah wie ein Engel. Die tapferen Eroberer blickten sich unschlüssig an, bis das Mädchen unglücklicherweise zu schreien anfang. Da packte einer der Kerle die Kleine, hob sie aus dem Bettchen und warf sie kurzentschlossen zum Fenster hinaus.

Danach bliesen die Businen zum Aufbruch; König Philipp hatte nicht vor, sich mit der unwichtigen kleinen Burg länger aufzuhalten als unbedingt nötig. Sein Heer zog noch am Nachmittag weiter.

Sobald der Feind fort war, kamen die Bewohner des winzigen Fleckens, der später einmal Waltershausen heißen sollte, aus ihren Verstecken und rannten den Weg zur Burg hoch. Sie bargen die Leichen, suchten nach Brauchbarem und schlepten weg, was nicht niet- und nagelfest war. Die bucklige Frau des Korbflechters

stopfte gerade beim Pferdestall ein paar Rüben in ihren Mantelsack, als sich im Strohhaufen vor der Sattelkammer etwas bewegte. Und noch während sie sich wunderte, krabbelte aus dem Fressvorrat der Burgklepper ein vielleicht anderthalbjähriges Kind heraus und purzelte dann seitlich den Haufen hinunter, ihr genau vor die Füße.

»Du meine Güte«, murmelte die Alte, »hast dich wohl da drin versteckt?« Sie kam gar nicht auf den abwegigen Gedanken, dass die Kleine von hoch droben aus dem Kemenatenfenster in den genau darunterliegenden Haufen gefallen sein könnte.

Das Mädchen kratzte sich überall, weil der Strohstaub schrecklich juckte. Dann rasselte es sich auf und machte ein paar unsichere Schritte. Es hinkte, und als es den Schmerz in der Hüfte spürte, begann es zu weinen.

Die Korbflechters-Gret ließ ihre Rüben fallen und nahm die Kleine auf den Arm. Dann lief sie mit dem plärrenden Kind, so schnell sie konnte, zu den anderen.

Man beschloss, die einzige Überlebende der Erstürmung erst einmal mit ins Dorf zu nehmen und dem Landgrafen Nachricht über das ganze Unglück zukommen zu lassen. Dabei wusste man nicht einmal, wo sich Hermann I. überhaupt aufhielt. Seit König Philipp in Thüringen eingefallen war, um den abtrünnigen Landgrafen zu strafen, zog dieser von Burg zu Burg, stellte sich aber keiner Schlacht. So kamen die Bauern denn überein, einen der Ihren ins nahe Kloster Reinhardsbrunn zu schicken, um wenigstens dort Bescheid zu geben. Und um zu fragen, was man denn nun mit dem armen kleinen Ding, der Tochter des toten Burgvogts, Gott hab ihn selig, anfangen sollte.

Von Reinhardsbrunn erhielt man zum einen die Zusage, den Landgrafen von dem Debakel zu unterrichten, zum anderen schickte der Abt seinen eigenen Reisewagen, um das Kind des Vogts ins Frauenkloster Allendorf zu bringen, wo es fürs Erste gut aufgehoben sein würde. So trat das kleine Mädchen, von dem niemand im Dorf wusste, wie es hieß, seine erste große Reise an. Inzwischen vermisste es die Mutter schmerzlich, die Hüfte stach und pochte, und es fürchtete sich vor all den fremden Leuten. Die Korbflechters-Gret, die im Wagen mitfuhr, konnte die brüllende

Kleine kaum beruhigen. Erst als die Ordensfrauen das Kind in Empfang nahmen, mit Apfelbrei fütterten und ihm warmen Würzwein mit Eigelb einflößten, wurde das Mädchen still und schlief erschöpft ein.

Zwei Monate später, die militärischen Auseinandersetzungen hatten sich derweil in den Süden des Landes verlagert, erhielt das Nonnenkloster hohen Besuch. Landgräfin Sophia persönlich überbrachte eine Schenkung von beträchtlichem Wert, nämlich zehn Pfund bestes gelbes Bienenwachs für Altarkerzen sowie acht Ballen fein gewebtes niederländisches Tuch für neue Paramente. Außerdem hatte sie vor, einen Jahrtag zu stiften, verbunden mit der flehentlichen Bitte an den himmlischen Herrn, er möge das Land und seine Menschen bald vom Krieg erlösen.

Als die Nonnen ihr nun das unglückliche kleine Mädchen zeigten, das vor kurzem die Eltern verloren hatte, sah sie das Kind mitleidig an.

»Wie heißt sie denn?«, fragte sie die Äbtissin.

»Wir haben herausgefunden, dass sie auf den Namen Gislind getauft wurde«, antwortete die Klosterfrau. »Sie ist so ein liebes Ding. Brav und ruhig. Wer weiß, was sie alles mitansehen musste. Und verletzt war sie auch, sie hinkt immer noch ein wenig.«

Die Landgräfin nahm das Mädchen auf den Arm. Sie war eine achtunggebietende Erscheinung, groß, blond, mit herben, fast männlichen Zügen und dem energischen Kinn der Wittelsbacher, von denen sie abstammte. Nur wenige Menschen wagten in ihrer Gegenwart ein Lächeln. Die Kleine hingegen sah sie ohne jede Angst an, grapschte ihr mit beiden Händen in die Rüschen der Kruselhaube und begann fröhlich zu glucksen, als eine Schleife aufging und darunter eine helle Haarsträhne zum Vorschein kam. Zwei spitze Zähnen zeigten sich, die so gar nicht in das kleine Engelsgesicht passten. Sophia musste wider Willen lachen. »Hat sie denn keine Verwandten, zu denen man sie bringen könnte?«, erkundigte sie sich.

Die Äbtissin schüttelte den Kopf. »Sie wird wohl ihre Heimat bei uns im Kloster finden müssen«, meinte sie, »Gottes Wille geschehe.«

»Nun«, überlegte Sophia, »vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit.« Sie dachte an ihr eigenes Töchterchen, gerade einmal ein paar Monate alt. Die kleine Agnes würde weibliche Gesellschaft brauchen; nur mit großen Brüdern aufzuwachsen war nicht gut für ein Mädchen. Und ein Kind aus ordentlichem Ministerialengeschlecht, dessen Eltern noch dazu im Kampf für den Landgrafen ihr Leben gelassen hatten, schien als Spielgefährtin und spätere Zofe mehr als geeignet. Also warum eigentlich nicht, dachte Sophia, die arme Waise in den Landgrafenhaushalt aufnehmen? Sie würde damit ein gottgefälliges Werk tun und gleichzeitig ein Zeichen setzen für den thüringischen Adel. Der Landgraf vergaß die Seinen nicht.

»Macht das Kind reisefertig«, befahl Sophia, setzte die Kleine ab und richtete ihren Kopfputz. »Sie soll am Hof aufwachsen und meiner Tochter eine Gefährtin sein.«

So begab sich das Mädchen auf die zweite lange Fahrt ihres Lebens, diesmal zur Creuzburg an der Werra, wo die landgräfliche Familie sich derzeit aufhielt. Im Frauenzimmer richtete man ihr einen Schlafplatz neben der Wiege der Fürstentochter ein, und von da an war der herrschaftliche Hof ihre Heimat.